

ständnis griechischen Volksglaubens über Mantik (eher denn Mystik, wie Leisegang möchte) gefördert haben. Sie hat aber das Schuldkonto der Versündigung moderner Gelehrsamkeit an den keuschen Texten des Neuen Testaments wahrhaftig nur erhöht. Ist es nicht geradezu Sünde wider den Heiligen Geist, modernen arabischen Volksglauben über geschlechtlichen Verkehr der Dämonen mit Frauen in eine Quellenanalyse des lukanischen Empfängnisberichtes überhaupt hineinzuzerren? Das Urteil, das Leisegangs Theorie sich selbst spricht, muß jedermann offenbar werden, der als Endergebnis dies vernimmt, daß der erste Evangelist einer naiven Vergrößerung philonischer Allegorien zum Opfer gefallen sei, indem er die Worte des Alexandriners über die mystische Befruchtung des menschlichen Denkens durch höhere, letztlich göttliche Inspiration nicht verstanden habe, während der dritte den soeben charakterisierten derben Volksglauben, den Leisegang in die Zeiten des Spätjudentums meint rückversetzen zu dürfen, gekannt und für seine Erzählung von der Empfängnis des Herrn verwertet habe. So sind wir denn doch wieder so weit, daß die Mutter des Herrn sich einer Semele und andern Geliebten griechischer Götter zur Seite gestellt und ein Historiker von der Gewissenhaftigkeit eines Lukas sich auf die Stufe eines Mythographen herabgedrückt sieht, während der Verfasser des ersten Evangeliums, eines der größten Kunstwerke antiker Literatur, mit dem Makel der Naivität davonkommt!

Wenn Leisegangs Buch, nach Machens sachkundigem Urteil der kenntnisreichste Versuch einer ideengeschichtlichen Erklärung des urchristlichen Glaubens an die Jungfrauengeburt des Herrn, zu solch untragbaren Folgerungen geführt hat, so darf man weiteren ähnlichen Versuchen in alle Zukunft ruhig entgegensehen. Die Evangelienberichte, die sich bisher als stahlharte Zeugnisse erwiesen haben, werden auch fürderhin allen motivgeschichtlichen Ätzwassern gegenüber standhalten. Sie tragen in ihrer eigenartigen Mischung bodenständiger palästinensischer Entstehungsform und durchaus originalen Inhalts ihren Selbstschutz in sich.

## Auf der Suche nach Sodoma und Gomorrha

Von Robert Köppel S. J.

**U**nter dem leisen Knirschen des Ufergerölles aus Feuersteinen und Kalken gleitet mein Faltboot hinab in die Wellen des Toten Meeres. Es ist ein Einsitzer der Firma Hart in München, den mir die Theologen in Tübingen geschenkt haben, als ich auszog, die Ostufer des Toten Meeres zu studieren und nach Sodoma und Gomorrha zu fahnden. Bisher ist nur, vor zwei Jahren, von zwei Deutschen in einem Doppelsitzer die Faltbootfahrt auf dem Toten Meere gewagt worden, und sie ist mit knapper Not gelungen. Wenn der Sport solchen Mut gibt, warum nicht auch die Sache der Heiligen Schrift? Zwar sagte mir Herr Kattan, der seit drei Jahren in Mezraa an der Lisanhalbinsel eine Farm besitzt, er habe bei seinen vielen Fahrten auf einem großen Frachtschiff, das wöchentlich vom Westufer

nach dem Dschebel Usdum im Süden geht, das Tote Meer nie einen Tag ruhig gesehen. Daß die Wasser des salzhaltigen Sees ganz anders auf jeden Windhauch mit gewaltigem Ruck antworten und ganz anders hohe Wellen werfen als der See Genesareth, habe ich bei früheren vergeblichen Versuchen, das Faltboot ins Wasser zu bringen, selber erfahren. Aber einmal schon war es mir geglückt, bis zum Vorgebirge vor dem Zerka Ma'in zu fahren und das Ufergelände zu photographieren. Diesmal nun wollte ich den Anfang in der Nacht machen, da wir im März hier unten schon 33, ja 37 Grad Hitze hatten, und sogar bei 42 Grad unsere Ausgrabungen am Tell Ghassul in glühender Sonne fortsetzen mußten. Herr Kattan hatte mich vor dem Landen in der Nacht gewarnt; schon zweimal seien Leute von Hyänen und Leoparden getötet worden, man habe nur noch ihre Knochen gefunden.

Heute abend ist das Meer ruhig und spiegelglatt. Am Ufer steht grüßend mein treuer Begleiter Soliman, der soeben seine neuerworbene Kunst, das in einem kleinen Sack verborgene Faltboot zu einer „Fluka“ aufzubauen, seinen Altersgenossen in Suemeh gezeigt hatte. „Die Europäer bringen alles fertig“, sagten die staunenden Araber.

Bald war ich in der Bucht von Suemeh allein, immer mehr in Dunkel gehüllt. Der Mond, auf den ich gerechnet hatte, war wohl da, aber ausnahmsweise verbarg die Sichel sich völlig hinter Wolken am Westhimmel, und nach zwei Stunden sank sie hinter die Bergrücken der Wüste Juda.

Beim Taktschlag des Ruders hatte ich Zeit, mir die Frage zu stellen: Hat es einen Sinn, wegen Sodoma und Gomorrha den Süden zu erforschen? Bei den geologischen Wanderungen im Gebirge am Nordostufer des Toten Meeres und der Ebene bis zur Jordanmündung war es mir doch klar geworden: wenn die Pentapolis, deren Hauptstädte Sodoma und Gomorrha gewesen zu sein scheinen, im Norden des Toten Meeres lag, wie eine alte Tradition seit Christi Zeiten will (vgl. Biblica XI [Rom 1930] 23 149), so kann es nach der Bodenbestreuung für die erste Bronzezeit nur in Tell Ghassul gesucht werden. Es ist eine von mir festgestellte Tatsache, daß nirgends von Madeba Ma'in bis zum Jordan, ja bis Jerusalem so viel Steinwerkzeuge und Scherben auf der Oberfläche liegen wie am Tell Ghassul. Dazu haben wir jetzt beim Tiefergraben klar an elf Stellen vier Siedlungen mit Mauern, Herden und Silos übereinanderliegen sehen. Es kann also nicht daran gezweifelt werden, daß wir hier die Hauptstadt zur ersten Bronzezeit vor uns haben. Wie unsere kleine Baracke überall im Gebirge ringsum gesehen werden konnte, mußte die alte Stadt weithin den Blick auf sich lenken. Heute noch zeigt im Winter das Grün, daß hier mitten in der „Wüste“ oder genauer in der „Halbsteppe“ noch Kulturen von Gerste sind, und im Sommer verraten die gelben Flecken des Getreides oder die Staubwolken beim primitiven Dreschen weithin, daß überall in Kanälen das Wasser zur Berieselung aus dem Wadi Kefren herangeholt werden kann. Hierzu paßt es gut, daß Lot bei Bethel sah, daß die „Jordanau wohl bewässert war, ehe der Herr Sodoma und Gomorrha zerstörte“ (Gen. 12, 10). Auch die folgenden Worte: „Bis nach Segor hin“, passen aus-

gezeichnet, da wir in Tell Iktanu, das neben dem Dorfe Shagur am Gebirgsfuße liegt, nicht nur Keramik und Artefakte fanden wie in Ghassul, sondern bei einer 2 $\frac{1}{2}$  Meter tiefen Probegrabung auch ein Steinamulettchen, das genau dieselben Bilderschriftzeichen trug, wie wir sie an 170 Steinchen und Siegeln in Ghassul sehen. Nimmt man gar den Fund von sieben Steinchen südlich von „Tell I“ hinzu, so ist es verführerisch, den Ruinen den Namen einer der Pentapolisstädte zu geben, die dort unter so vielen Aschenschichten ruhen.

Dennoch: verzeichnen nicht unsere sämtlichen Karten Sodoma im Süden? Ist dort nicht auch ein Segor, das Flavius Josephus erwähnt? Ist die Meerestiefe südlich der Lisanhalbinsel nicht auffallenderweise nur 10 Meter gegenüber 300—400 Meter im Nordteil? Liegen nicht Asphaltsteine im Westen vom Salzberg Dschebel Usdum?

Wenn es möglich wäre, den Süden als Lage der Pentapolis auszuschießen, müßte man wohl die Gleichung Ghassul = Sodoma-Gomorrha vollziehen oder alles für „Sage“ erklären, d. h. die Sache nicht erklären. Ein Teil der Arbeit war schon geleistet. Eine amerikanische Expedition unter Kyle, Allbright, Day, an der auch P. Mallon teilnahm, hatte 1924 jene Gegend zu Land mit der ausgesprochenen Absicht untersucht, Sodoma zu finden. Allein nach dem Bericht aller war das Ergebnis nicht günstig. Dort lag Sodoma sicher nicht, es sind nirgends Ruinen. Selbst die von Chirbet Scheik 'Aissa, die man bisher für Segor ansah, zeigten bei der Grabung, daß es nur römisch-byzantinische Bauwerke sind, die unmittelbar auf Naturboden stehen. Deswegen schlossen alle Teilnehmer, da für sie die Südlage feststand: „Die Städte der Pentapolis müssen heute vom Meere bedeckt sein.“ So hatten schon viele behauptet, seit der Text der Bibel über das Tal der Schlacht, Sittim geheißt, das Wort enthielt (Gen. Kap. 14): „Das ist das Salzmeer.“ Stand der Text so im Original, dann scheint die Frage entschieden. Aber kann er nicht ein Einschießel späterer Zeit sein, eine Glosse, wie viele behaupten? Um das anzunehmen, müßte man Beweise haben, daß die „Pentapolis“ nicht versunken ist. Diese Beweise galt es also im Süden zu suchen.

Allmählich rückte eine dunkle Linie hochwandig näher, nur erkennbar am Abschluß gegen den Nachthimmel. Es war das Ostufer. Die Fahrt ging ganz in Nordsüd-Richtung. Wenn nur keine parallelen Wellen kommen! Von einem Paddler hatte ich gehört, daß man mit einem Regenschirm als „Segel“ gut fahren könne. So spannte ich bei leisem Windanfang meinen Sonnenschirm auf, allein es ging mir viel zu langsam, ich wünschte stärkeren Wind. Ich dachte nicht, daß andern Tags gerade hier der Wunsch, mehr als ich wollte, in Erfüllung gehen sollte. Gegen halb 8 Uhr spürte ich ein merkwürdiges, sich regelmäßig wiederholendes Gehobensein von unten her; kein Wind, und trotzdem lange Wellen! Immer stärker wurde die Bewegung. Da ich vom Rudern etwas ermüdet war, fuhr ich vorsichtig an Land, stach aber nach einer Viertelstunde wieder in See. Sorgfältig umfuhr ich die Klippen, denn bei der völligen Dunkelheit hatte ich als Leitlinie nur den Himmel und die Bergkante. Die Wellen in der Flanke wurden aber immer stärker. Ich sah ein, daß ich entweder mit Zickzack-

fahrt auf hohe See in alle Gefahren eines hereinbrechenden Sturmes oder ans Land mußte, wo wilde Tiere lauerten. Die steigenden Wogen zwangen mich zum Landen. Der knirschende Sand verriet mir eine günstige Landungsstelle zwischen den Klippen, die ich eben umfahren hatte. Ich sprang an Land, faßte das Boot mit der Leine und zog es an das Ufer, so daß es die Wellen seitlich bespülten. Hinter mir sah ich kahle, abgerindete, weiße Baumstrünke wie Gespenster die Arme zum Himmel erheben. Dieser Kranz zieht sich ja um das ganze Tote Meer. Jetzt war er mir schützende Scheuche gegen heranschleichende Tiere. Zur Verteidigung hatte ich den geologischen Hammer schlagbereit in der einen Hand, in der andern den aufgespannten Sonnenschirm, der mich verdeckte. Grollend schlugen höchste Sturmwellen gegen die Bootswand. Ein langsam sich nähernder weißer Streifen entpuppte sich als die vielfach in der Literatur erwähnte Schaumlinie des Toten Meeres. Stunde um Stunde verging in der langen Nacht. Nichts außer dem rollenden Kies und den schäumenden Brandungswellen regte sich, nicht einmal der Wind. Woher also dieser starke Wellengang? War es das Echo eines Sturmes auf der Westseite? Oder wirkte die Anziehungskraft des Mondes, der hinter den Bergen verschwunden war, auf den Nordsüd gerichteten See derartig, daß etwas wie Gezeiten entstand? Ich hatte Muße, über das Problem nachzudenken.

Um 2 Uhr wollte ich die Weiterfahrt wagen, allein neue, sich schäumend überstürzende Wellen ließen das Boot gar nicht vom Ufer kommen. Ich mußte warten. Gegen halb 6 Uhr wurde es dämmerig, und nach einer halben Stunde konnte ich sehen, daß ich an günstiger Stelle gelandet war. Oben eine Terrasse, die mich weiteren Blicken entzog, nach rechts und links Felsklippen bis ins Meer. So machte ich nach dem Abkochen eingehende Uferstudien. Es war aber doch unmöglich, nach der Lisan zu kommen, ohne noch einmal weiter südlich an einer steilen Stelle zu übernachten, wo die Gefahr der Leoparden größer war. Ich mußte daher, so beschämend es war, die Fahrt abbrechen, ohne von Sodoma etwas gefunden zu haben. Vierzehn Stunden währte dieser Sturm auf dem Meere. Als er um 11 Uhr sich etwas beruhigte, ruderte ich mich kräftig durch die tanzenden Wellen heimwärts. Müde von starkem Gegendruck, landete ich nochmals und zog, von Fels zu Fels kletternd, das Boot an der Leine voran. So lernte ich das Ufer genau kennen. Als ich nach einiger Zeit zufällig auf das Wasser blickte, war es spiegelglatt. Das verführte mich, die Bucht von Suemeh wieder durch eine Fahrt auf hohe See gerade abzuschneiden. Da — ein kleiner Windstoß mit Gekräusel, kaum sichtbar, und schon nach drei Minuten ein Gewoge, das immer stärker wurde. Schon zeigten sich die weißen Kämme im Rücken und, gerade auf das Nordufer steuernd, kam ich eben noch an Land, als das Toben den höchsten Grad erreichte. Es scheint also geraten, mit kleinen Booten im Toten Meer nur nahe am Ufer zu fahren. Die Forschungsreisenden berichten regelmäßig über solche Stürme.

Trotzdem war die Fahrt nicht umsonst gewesen. Ich maß auf dem Heimweg über Land mit dem Aneroidbarometer wieder, wie schon oft, die Rückzugslinien des Toten Meeres bei Suemeh, beim Wadi Tarafa, beim

Gebirge. Wenn es gelänge, solche Strandbildungen in gleicher Höhe auch im Süden festzulegen, wenn zwischen dem Gelände nördlich und südlich der Lisanhalbinsel ein Parallelismus wäre, müßte man auf eine gleiche Ursache, also auf früheres Vorhandensein von Meer schließen. Da ich in unmittelbarer Nähe des Toten Meeres Silexartefakte der Bronzezeit gefunden hatte, war es mir klar, daß schon um 20 000 v. Chr. das Ufer im Norden ungefähr die heutige Höhe und Lage hatte; nur im Westen war eine Einbuchtung, nicht aber im Osten. Das Wasser ist ein guter Meßhorizont. Sollte man nicht im Süden auch Anhaltspunkte für oder gegen Vorhandensein vom Meer um 2000 v. Chr. finden und den Weg angeben können, auf dem das Meer eingedrungen ist? Jeder Naturforscher ist so von der Gesetzmäßigkeit der Natur durchdrungen, daß er voll Hoffnung diese Fragen bejaht. Schon am Abend war es beschlossene Sache, zu Lande über Kerak zur Lisanhalbinsel vorzudringen. Fr. Vives, mein Ordensbruder, sollte mich zum Schutz begleiten.

Zwei Wochen später sausten wir beide im Auto über es-Salt 'Amman der Hedschasbahn entlang nach Kunētra und Kerak. Hätten wir geahnt, daß auf derselben Strecke unsere Rückfahrt fünfunddreißigmal durch einen Motordefekt unterbrochen werden sollte, so hätten wir uns nicht so ungeteilt alten Erinnerungen an die Aufnahmen gewidmet, die ich hier vor vier Jahren für mein Palästina-buch machte. Auch diesmal wurde ich beim Photographieren der öden Landschaft von den Mitreisenden belächelt und bemitleidet, während der Chauffeur, der gedacht hatte, hauptsächlich er müsse auf der Platte stehen, unwillig sagte, der Mensch sei doch viel schöner als diese Wüstenlandschaft. In Kerak stiegen wir bei dem lateinischen Pfarrer ab. Ähnlich wie in Tirol oft der Widdum des Kuraten zugleich die Herberge für alle Reisenden ist, so in Kerak. Beim Gottesdienst konnte ich schon den segensvollen Einfluß der Erziehung des jüngeren Klerus durch die Beuroner Benediktiner wahrnehmen. Ihnen ist das lateinische Seminar in Jerusalem anvertraut. Am Abend erzählte man von Räubergeschichten aus dem Ghor; ja nach amtlichen Berichten habe vor zwei Tagen eine Räuberbande von fünf Mann am Delta des Wadi Numera einen Reisenden samt Soldaten erschossen. Darauf zog ein Herr, der von Kerak gern einmal ins Ghor gekommen wäre, seine Bitte, mit uns reisen zu dürfen, vorsichtig zurück. Wir aber rüsteten die beiden neuangeworbenen Beduinen, auf deren Tapferkeit wir freilich nicht viel Vertrauen hatten, mit geliehenen Flinten aus, und dann ging es bei kühlem Wetter den Hang einer gewaltigen Mauer hinab ins einsame Wadi Kerak. Um die Steine des Bodens besser studieren zu können, ließ ich einen Beduinen auf mein Pferd steigen und legte den siebenstündigen Weg zu Fuß zurück, wie später auch den Rückmarsch. In Höhe von 500 bis 200 Meter über dem Toten Meere fand ich etwa zwei Dutzend Feuersteinartefakte. Von abfallenden Felsen sah ich herrlich auf das blaue Meer, die weiße Lisanhalbinsel, den grünen neuen „Garten“ des Herrn Ibrahim Kattan, die braunen, mit Wüstenlack überzogenen Cenomanbänke an plötzlich kopfüber zur Tiefe stürzenden Hängen, den roten Nubischen Sandstein, den

schneeweißen Kreidekalk des Senons. All diese Farbenbuntheit, von diluvialen Wasserläufen zerrissen, von der Sonne in starke Lichter und Schatten geteilt, ward von einem feinen blauen Dunstschleier zusammengehalten, von zitternder Glut überstrahlt. Geier und Falken zogen majestätisch ihre Kreise. Buntfarbene Vögel fremder Art saßen auf den Klippen. Rieseneidechsen huschten behend die Felsen hinan. Auf der einen Seite lagen durch Kalkvorhänge halbverdeckte Grotten, so recht ein Versteck für Räuber, auf der andern ist Gestein seit Jahrtausenden den Hang hinabgekollert und bietet so dem Auge die Meßpunkte für die Hunderte von Metern der jähren Tiefe. Die größte malerische Mannigfaltigkeit hat aber der bunte Nubische Sandstein. Immer wieder macht man die Kamera auf, um ein schönes Bild festzuhalten, und immer wieder schließt man sie entsagend, weil sie das Rotviolett doch nicht wiedergeben kann.

Von Herrn Kattan in seiner dem Klima angepaßten luftigen Hütte freundlichst aufgenommen, bauten wir unser Pfandfinderzelt in der Nähe auf und genossen arabische Gastfreundschaft. Zu dieser Stelle kehrten wir von den Exkursionen jeweils zurück. Die Polizeistation in Mezraa zeigte anfangs wegen der Räuber starke Zurückhaltung, aber auf telephonischen Bescheid von Amman und von Kerak nahm sie uns unter ihren Schutz. Wir durften uns einer Patrouille von fünf Mann anschließen, brauchten also vor einem Zusammenstoß mit Räufern nicht gerade bange zu sein. Im Delta des Wadi Nuera kochten wir ab. Während die Soldaten ausgeschwärmt waren, stürmte plötzlich von Süden ein Reitertrupp durch das dornige Gebüsch, so daß ich schon an Eröffnung eines Feuergefechtes denken mußte. Allein es war eine von Rohr es-Safije wegen der erwähnten Ermordung ausgesandte Gegenpatrouille, die gerne an unserem Tee teilnahm. Auch der Polizeimajor in Kerak war später sehr zufrieden mit unserer Expedition, da er so zeigen konnte, wie rasch das Land befriedet worden sei. Nur einen Nachteil brachte der Anschluß an die Soldaten mit sich. Ich wollte wieder zu Fuß gehen, hatte aber große Mühe, mit den Pferden gleichen Schritt zu halten und dabei meine Beobachtungen, Photographien, Notizen und Zeichnungen zu machen. Daher beschloß ich, nicht über Wadi Numera hinauszuziehen, sondern das Gelände lieber auf dem Rückwege genau aufzunehmen.

Immer stärker wurde der Eindruck, den ich gleich anfangs von diesem Gelände bekommen hatte. Das Meer muß bereits um 2000 v. Chr. auch hier die heutige Tiefe und Grenze gehabt haben, da die seitdem verflossenen 4000 Jahre zu solchen Uferbildungen nicht genügen. Außerdem scheint zur Zeit, als die Römerstraße an der Lisan vorbei angelegt wurde, das Gelände schon wie heute gewesen zu sein; also hätten wir sogar nur 2000 Jahre für die Bildung der Ufer zur Verfügung, wenn erst um 2000 v. Chr. infolge der „Sodomakatastrophe“ das Meer hier eingedrungen wäre. Im Norden wie im Süden sind die Hangwinkel der Deltas und die Knicken der Terrassen gleichmäßig; nördlich aber ist das Ufer durch das Meer so geformt worden, also auch südlich. Die Ausräumung zwischen dem Rücken der Lisan und dem Gebirge ist auch unter der Höhenlinie von 40 Meter über dem Toten Meere im Norden wie im Süden so groß, daß

diese Wanne, auf der noch tiefe Einzelrinnen eingefressen sind, sich nicht erst in der Bronzezeit gebildet haben kann. Wie die Hangrichtung zeigt, hat das zurückweichende diluviale Meer, das einst bis tief in die 'Araba reichte, den Hang modelliert. Am Wadi Asal sind gar drei Deltaanfänge ineinandergeschnitten. Dieses Delta wie das südliche von Wadi Numera erscheint so groß, so natürlich in seiner Blockbestreuung, so im Wasser sich formend, daß nur das Meer als Bildner in Frage kommt. Dazu hat es außer dem großen Schotterkegel noch Vertiefungen, für die allein 2000 Jahre in aridem Klima nicht zur Bildung ausreichen. Der Reitweg geht eben auf einer Terrasse, die man auch sonst am Ostufer konstatiert, und die so nur durch Meeresbrandung entstehen kann. Die Deltas zeigen das Gegenteil der bei einem Meereinbruch zu erwartenden Form: Konkavform meerversunkener Täler, ähnlich den spanischen Rios und den südrussischen Limanen. Die Auswaschung des Feinmaterials ist Meereswirkung. Der Wechsel von Flach- und Steilufer würde jede jüngere Störung verraten, aber nirgends sind Anzeichen davon. Der ununterbrochene Hang von 80 Meter über dem Meer bis zur heutigen Sohle zeigt, daß das Meer hier ununterbrochen herunterzog, also schon da war und nicht erst von Nordwesten einbrechen mußte, und daß es von oben kam, nicht von der Seite. Hohlgerölle im Sandstein bildet auch nur die Brandung, und gleichmäßiger Deltabeginn bei ungleichmäßigem Talverlauf beweist gleichmäßig hemmende Wirkung des Meerwassers auf einmündende Flußläufe. Auf das notwendig zu erwartende Fehlen der Anzeichen, wenn das Gelände erst jung vom Meere überschwemmt worden wäre, will ich gar nicht einmal eingehen. Alles, was ich Herrn Professor M. Blanckenhorn, dem verdienten Palästina-geologen, geschrieben habe, hat seine Billigung gefunden, und ich darf mit seiner Erlaubnis sein Urteil anfügen, daß 4000 Jahre nicht genügen, um die Uferbildung im Osten zu erklären. Das heißt also: Die Pentapolis kann nicht, wie die Mitglieder der amerikanischen Expedition 1924 vermutet haben und wie auch P. Mallon schrieb, hier am Ostufer gesucht werden. An dieser Stelle wogte um Abrahams Zeit schon das Meer. Das ist auch ein Ergebnis, wenn auch ein negatives.

Für die unter den Theologen, die unbedingt an der Südtheorie festhalten wollen und Meereintrübe oder Erdbeben annehmen zu müssen glauben, kann nur noch die kleine Südwestecke neben Dschebel Usdum in Frage kommen, aber mit einem so tiefen Horizont, daß der Meereintrübe sehr fraglich wird. Immerhin könnte ein Teil der dortigen Sebcha trockener gelegen haben, wenn dann auch ein Hügel von 5 Meter Höhe wie Tell Ghassul als Insel sichtbar aus dem kommenden Meere herausgeragt hätte. Aus eigener Anschauung läßt sich vorläufig über jenes Gelände nichts aussagen, und die theoretische Möglichkeit läßt sich also nicht durch Tatsachen widerlegen. Doch erheben sich von der Meteorologie her große Bedenken. Die Fallwinde am Westhang des Gebirges erhöhen den Kondensationspunkt der Luftfeuchtigkeit, verringern daher den Regenfall. Schon das Vorhandensein des ungeschützten Kochsalzes am Dschebel Usdum

zeigt diese Regenlosigkeit der Westseite an, wie auch jede Karte das Fehlen von Wasserläufen im Westen und Südwesten südlich Wadi el-Kelt nachweist. Erst am Osthang kommt die Umkehr: infolge Aufsteigens muß die Luft die Feuchtigkeit früher in Regenform abgeben, so daß Gebirgsflüsse entstehen können, deren Wasser auf Schotterkegeln Ackerbau mit Berieselungskanälen ermöglicht.

Vielleicht wird auch das Gelände noch nähere Auskunft über die Unmöglichkeit größerer Städtesiedlung am Westufer geben. Jedenfalls muß aus naturwissenschaftlichen Gründen die Annahme der Pentapolis im Süden als ernsthaft erschüttert gelten. Die Naturwissenschaft würde eher den Spuren der Archäologie folgen, die im Norden frühbronzezeitliche Funde tatsächlich nachgewiesen hat. Die Entscheidung können wir den Fachexegeten überlassen, womit dann wohl manche etwas phantasievolle Ausmalung der Katastrophe in Wegfall käme. Das glauben wir mindestens durch unsere Fahrt bewiesen zu haben, daß Sodoma und Gomorrha aus der Liste der sagenumwobenen meerversunkenen Städte gestrichen und in neuem, wenn auch noch nicht völlig hellem Lichte archäologischer, prähistorischer, geologischer Wirklichkeit gesucht werden muß.

## Sekten in Deutschland

Von Anton Koch S. J.

Das Bild, das die konfessionelle Struktur Deutschlands vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zum Weltkrieg bot, hat sich in den wenigen Nachkriegsjahren wesentlich geändert. Dreihundertjährige Statik im konfessionellen Besitzstand der beiden Hauptbekenntnisse ist sozusagen über Nacht einer Dynamik gewichen, die im Abbröckeln und Aufsplintern beträchtlicher Teile der Großkirchen ihren stärksten Ausdruck fand. Kirchengemeinschaftsbewegung und Sektenwachstum kennzeichnen die kirchliche Lage seit dem Kriege. Die Ziffern der Volkszählung vom 16. Juni 1925 — der ersten nach fünfzehn ereignisschweren Jahren — sprachen deutlich: über 620 000 Christen abgesplittert in Sekten und Freikirchen, über 1 500 000 als Freireligiöse, Konfessions- und Religionslose überhaupt „jenseits der Kirche“, alles in allem 4,4% der Reichsbevölkerung außerhalb der beiden Volkskirchen, die bisher die Bevölkerung Deutschlands nahezu restlos erfaßt hatten. Allein die Sonderkirchen verzeichneten in diesem Zeitraum einen Zuwachs von 370 000 Anhängern und erhöhten damit ihre Anteilziffer von 0,45% im Jahre 1910 auf 1% der Gesamtbevölkerung.

Nach den amtlichen Angaben zählten die wichtigsten Sekten und Freikirchen an Mitgliedern: Baptisten 70 000, Methodisten 49 000, Adventisten 30 000 (1928: 36 000), Ernste Bibelforscher 24 000, alle mit einem Zuwachs von je 24 000—28 000 seit 1910; Evangelische Gemeinschaft 25 000, Neuapostolische Gemeinde 138 000 (Zuwachs 66 000), Mormonen 12 000, Mennoniten 13 000; evangelisch-lutherische und evangelisch-reformierte Freikirchen 187 000. Die wenigen Quäker und die Heilsarmee (4500 Offiziere und Musiker) fallen zahlenmäßig nicht ins Gewicht. Da viele Sekten nur die erwachsenen Mitglieder angeben, darf man, um die Kinder mitzuerfassen, die Zahlen ruhig verdreifachen. Noch höher steigen natürlich die Ziffern, wenn